

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 24

Artikel: Die gelbe Kette [Fortsetzung]
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640229>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 24 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 16. Juni 1923

Heimatgruß.

Von Sr. Hofmann.

Da liegt im Kranze grüner Matten
Am blauen See mein Heimathaus.
Der Abend breitet dunkle Schatten
Schon über seinen Giebel aus.

Ich halte Raft am stillen Hügel.
Kein Laut stört meinen Frieden hier.
Die Sehnsucht breitet ihre Flügel,
Und meine Seele fliegt zu dir.

Ich wandle in den trauten Räumen
Noch einmal meiner Kindheit Bahn,
Und in den hohen, stolzen Bäumen,
Da hebt ein heimlich Raunen an.

Ein Flüstern geht durch ihre Kronen
Im Abendwinde, leis und weich:

Ob hier auch fremde Menschen wohnen,
Die Heimat bleibt dein Himmelreich.

Die gelbe Kette.

Novelle von Esther Odermatt.

2

Paul schaute der schlanken zarten Frau in die Augen: es waren die blühenden, beweglichen Augen des Mädchens, nur von einer tiefen Zärtlichkeit und einem klugen Verstehen, wie es ihm noch niemand entgegengebracht hatte. Die lachbereiten Zuschauer aber holten bei der würdevoll zurückhaltenden und doch freundlichen Begrüßung der Gastgeberin ihre verbindlichsten Verbeugungen aus alter Tanzstundenerinnerung hervor und nahmen verlegen die Hand des Mädchens, das im hellen, blaugeblühten Kleide hinter der Mutter unter die Türe trat, den Ketten erst mit einem großen, fragenden Blick messend, dann mit einem stillen, dankbar frohen Nicken grüßend.

Voll Staunen und Bewunderung betraten die Jungen den Saal, zu dem die paar Stufen aus dem Garten unmittelbar hinaufführten. Breit strömte das Sonnenlicht herein und spielte mit den zarten Mosaikfarben des Fußbodens. Marmorgruppen standen in den Ecken, dunkle alte Meister grüßten von den Wänden, und am Kamin prunkten weit ausladende vergoldete Brokatsessel.

„Das ist der Stolz unserer Familie,“ erklärte der Signore vor einer meisterhaften Kopie von Gian Bellinis Madonna mit den Heiligen Georg und Paulus, „die hat der große Pietro Lombardo als Hochzeitsgeschenk für seine Tochter, meine Ahnfrau, kopieren lassen. Der große Lombardo!“ Er griff nach einem Album. „Diese Chiesa dei Miracoli in Venedig hat er gebaut, diesen Tesoro, dieses Kleinod.“

Maria spielte lächelnd mit der Kette an ihrem Hals und neckte den Vater: „Meines Vaters Liebling, diese Chiesa dei Miracoli! Jedes Jahr besucht er des Ahnherrn Werk.“

„Und nehme dich nächstesmal mit, daß du nicht mehr spottest! — Den Tessiner Hirtenhuben dort hat mein Vater modelliert, kein Großer, aber immer noch ein Tropfen Künstlerblut! Doch zu Tisch, Signori carissimi!“

Vor dem alten Venetianer Tafelaufsatz mußte sich Paul zwischen die Frau des Hauses und das Mädchen setzen, während der Vater unter der übrigen Schar die Aufsicht über die Tafel hielt, alle Gerichte, lauter tessinische Spezialitäten, vom Mortadella und Risotto con Funghi bis zur Gelata erklärte, zum Zugreifen ermunterte, erzählte und fragte, daß alle sich bald behaglich fühlten und jeder ein paar Broden Italienisch oder gar Latein hervorholte oder ein französisches Säcklein für die Damen drechselte.

Als der Asti spumante in den alten Muranogläsern perlte und duftete, erhob sich der Vater: „Wir feiern ein Fest, meine Familie und diese jungen Herren aus der deutschen Schweiz, ein Fest des Dankes und der Freude und — hoffe ich — der Freundschaft und Verbrüderung. Eine gütige Vorsehung hat Ihnen eingegeben, zu ziehen in den tessinischen Frühling, und Sie kommen zu uns, Sie, unsere Freunde und Brüder, gerade als mein einziges Kind durch ein unverständliches Unglück ins Wasser stürzt. Der junge Held stürzt ihm nach und bringt mir mein geliebtes unversehrtes Kind aus den todbringenden Wellen. Sein unvergleichlicher Mut, seine Geistesgegenwart, seine Kraft und Gewandtheit haben ganz Lugano zur Bewunderung hingegriffen. Ein junger Tell sprang er einem Rinde nach in die Fluten. Mir und meiner Frau und meiner Tochter hat er das Herz erfüllt mit einer so großen Dankbarkeit und

Liebe, daß wir nicht imstande sind, sie auszusprechen daß wir ein ganzes Leben brauchen, um unsere Schuld abzutragen. Helfen Sie uns, teure Freunde, diese Schuld zu tilgen! Kommen Sie immer wieder zu uns, unser Haus soll Ihnen allen immer gastlich offen stehen. Sie aber, Teuerster, Sie sollen wissen, daß Sie hier jenseits des Gotthard haben eine zweite Heimat, ein zweites Vaterhaus. Der Retter meines Kindes und mit ihm seine deutschschweizerischen Freunde, unsere gemeinsame Heimat: die Schweiz: Evviva! evviva! evviva!“

Die Gläser klangen, alle waren gerührt, alle waren ja miteingeschlossen, und die Gefährten staunten, als Friß sich erhob: „Hochgeehrte Gastfreunde! Im Namen von uns allen möchte ich Ihnen für Ihre große Freundlichkeit unseren herzlichsten Dank aussprechen. Wir freuen uns, daß einer von uns ein tessinisches Mädchen retten konnte, und wir werden es nie vergessen, wie gastfreundlich wir hier in Ihrem Hause aufgenommen worden sind. Ich muß auch immer denken, und ich glaube, Ihr alle spürt das mit mir, daß hier etwas für uns lebendig geworden ist, ja, daß wir es selber erleben konnten, was wir bis jetzt in der Schule nur gelernt, nicht gefühlt hatten. Mit urkräftigem Behagen ist es uns durch die Seele gedrungen: ein Stück klassischer Gastfreundschaft und ein Stück italienischer Kunst und Kultur. Daß diese alte edle Kultur in unserem Tessin weiter lebt und gepflegt wird, haben wir hier erfahren, und das macht uns dieses Haus und diesen Tessin noch einmal so wert. Ich sage deshalb mit meinen Kameraden: Die Familie Benani und der schöne Tessin, sie leben hoch! hoch! hoch!“

Der Kaffeetisch war im Garten gedeckt neben einem Riesenbusch von blühenden Kamelien, roten, weißen und panaschierten. Die Rosen an der Gartenmauer begannen, sich zu öffnen, von unten herauf leuchtete der See im herrlichsten Blau, und bis in die tiefen Täler hinein und alle steilen Hügel hinan kletterten graue und braune Dörfer und Dörflein, der ärmlichste verfallene Stall noch seine letzte Mission erfüllend: der eigenartigen Schönheit dieses Landes ein Stück naturnotwendiger Form und Farbe zu sein. —

Der Wißbegier der Jungen nach den Namen der Täler und Dörfer kam der Plan des Signore entgegen: den Höhenweg der Collina d'Oro bis nach Agrà zu wandern und auf dem Rückweg vom Dache eines befreundeten hochgelegenen Hauses die 106 Dörfer zu zählen, die dort heraufgrüßten. Paul und Maria sollten noch geschont werden und mit der Mutter nur einen kurzen Gang in ihre Weinberge machen.

„Ich brauche doch keine Schonung!“ warf Paul vergebens ein.

Der Signore schnitt ihm mit einem lebenswürdigen: „Und die Damen ließen wir ganz allein zu Hause? Meine Frau kann nicht so weit gehen, und er muß heute noch einmal den Ritter spielen,“ jede Widerrede ab.

Eine lähmende Verlegenheit legte sich Paul auf alle Glieder, als er allein mit den zwei Frauen im Garten zurückblieb. Wie würden seine Kameraden ihn nachher aufziehen!

Maria sprang jubelnd auf: „Jetzt gehen wir mit —“ „Signor Paolo,“ half die Mutter.

„Jetzt gehen wir zum Hexenturm, gelt, Mamma mia!“

Sie eilte ins Haus, brachte für die Mutter einen weichen buntgestickten Schal, legte ihr den schwarzen Spitzenschleier auf den Scheitel und hing sich selber ein helles Seidentuch über den Arm, das den ganzen Weg, vom Winde leis bewegt, wie ein Freudenfähnlein wehte.

Zu beiden Seiten der Signora, die in Haltung und Bewegung einem schlanken Mädchen glich, schritten die beiden jungen Menschen über die Wald- und Wiesenwegelein der Collina d'Oro wie durch einen großen Frühlingsgarten. Vor den schlichten Fragen der Frau, die aus wahrhafter Teilnahme und mütterlicher Zärtlichkeit strömten und bald die Brücke zum gegenseitigen Verständnis schlugen, vor dem natürlichen, ungezwungenen Wesen des Mädchens fiel jede Verlegenheit von dem Jungen ab. Sein Blick wurde hell, seine Stimme klar, sein Herz öffnete sich weit dem großen Gefühl eines neuen, nie gekannten Erlebens, ließ Sonne und Zärtlichkeit aus- und einströmen, ohne Hemmung, ohne Scheu. Halb italienisch, halb französisch, wenn er nicht alles verstand, Maria oft wichtig ein deutsches Wort oder gar einen ganzen Satz einstreuernd, erzählten sie ihm, daß sie auch einen Buben gehabt, einen einzigen Sohn und Bruder, der fünfzehnjährig vom Scharlachfieber ihnen entrißen worden.

„Und Sie, Lieber,“ sagte die Frau mit tiefer, warmer Stimme, „haben mir mein einziges geliebtes Kind gerettet!“

Pauls Augen wurden feucht. „Und mir ist schon vor vielen Jahren eine Schwester gestorben, ein Jahr jünger als ich,“ rang es sich ihm mühsam und doch ohne Halten aus dem Innersten los. „Wir sind immer zusammen gewesen. Jetzt habe ich noch drei jüngere Brüder. Aber wenn ich heimkomme — ich wohne in der Stadt bei einem strengen Professor, weil es bei uns kein Gymnasium gibt, und ich will doch die Maturität machen und Medizin studieren — wenn ich heimkomme, bin ich viel allein. Die Mutter hat immer viel zu schaffen, besonders mit dem kleinsten Bruder, der nach dem Tod des Schwesterleins auf die Welt kam und lange schwer krank war. Da bin ich fast immer allein, draußen, im Wald, auf der Höhe über unserem Dorf. Nur einmal —“ Er stockte. Er wußte nicht, warum er das alles sagte, und das letzte behielt er für sich, daß er einmal dort oben im Wald in jähem Schrecken aufgefahren war, im Wahn, seines Schwesterleins rotes Kleid durch die Bäume leuchten zu sehen. Da war es der kleine Bruder gewesen, der das Kleid der Toten trug, und Paul hätte es ihm in Schmerz und Zorn am liebsten vom Leibe gerissen. Jetzt sah Paul plötzlich Maria an. Wenn er so eine Schwester hätte, wenn sie ihm die Tote ersetzen könnte!

Aus dem grünenden Laubwald, dessen junge Blätter in der Sonne glänzten, brach eine Frau, den Rückenkorb hoch bepackt mit Reisig, auf dem Arm einen kleinen Schwarzkopf, an der Hand einen Buben, der unterm dünnen Armelein ein paar dürre Nester trug und in seinen Zoccoli tapfer nebenherklapperte. Ehrfürchtig wie vor einer Herrin blieb das Trüpplein vor Signora Enrichetta stehen, die das Kleine auf den Arm hob und küßte, dem Buben die wilden Haare aus den Augen strich, nach dem kranken Mann fragte, ihm guten alten Wein versprach und unter den entsehten und

Gott preisenden Ausrufen der Frau das Unglück und die Rettung ihrer Maria erzählte. Während die Frau sie mit Segenssprüchen überschüttete, zog Maria ihren Retter mit fort bis zur Waldecke, wo der Weg in ein kleines Tälchen einbog.

Paul blieb unwillkürlich stehen. Auf den hellgelben Hängen, den saftiggrünen Terrassenstrichen, überall wie zierliche Sträucher auf den dunkeln Stämmchen die hängenden und sich streckenden Zweige der rosa Pfirsichblüten, der roten Mandeln. Und drüben an den braunen Hängen die Kirschbäume, wie ein Hauch das Weiß ihrer Blüten auf den schwarzen Nesten. Gegen den See zu war das blühende Tälchen abgeschlossen von einem kleinen Hügel, den ein altersgrauer Vogelturm, von wildverzerrten Weiden umstanden, krönte.

„Mein Hexenturm!“ deutete Maria stolz.

„Meines Kindes Lieblingsplatz,“ ergänzte lachend die Mutter, die sie eingeholt hatte. „Den wollte sie Ihnen als das Schönste ihrer Heimat zeigen. Etwas häufig und unwohnlich ist er zwar, aber Maria läßt den Ort und die Ruhe der Geister, die ihn bewohnen, nicht stören. Erzähl doch die Geschichte deines Turmes!“

Beim ersten Wort brach Maria errötend ab und verhieß die Geschichte auf ein späteres Wiedersehen.

Sie hatten den Hügel erklimmt, und alle drei brachen in einen Ruf des Entzückens aus. Die Seen von Agno und Ponte Tresa lagen schimmernd zu ihren Füßen, und eine neue Welt von Hügeln und Dörfern, von erdentwachsenen Mauern und Kirchlein grüßte herüber, verklärt im Lichte der Frühlingssonne.

„Ist es nicht schön hier?“ sagte Maria und schaute Paul glücklich lachend in die Augen. „Jetzt müssen Sie sich ins Gras legen und mit halbgeschlossenen Augen durch die blühenden Zweige des Pfirsichbäumleins da unten in den See hinabschauen und in die Welt ringsherum bis zu den wilden Bergen dort hinten. O, wenn erst ein Gewitter von dort sich herwälzt, groß und gewaltig, die Vorberge packt, den See und zuletzt den Hügel und die Mulde vor mir und meinen Turm — jauchzen möchte man da! Das müssen Sie einmal sehen, Signor Paolo!“

Signor Paolo lag im Gras und suchte die Stellung, von der aus das Bild am schönsten sei, und zuletzt sahen alle drei nebeneinander und schauten still in das paradiesische Frühlingsland.

Maria nestelte an ihrem Hals. Sie löste die Kette aus gelbem Bernstein, deren Anhänger in feiner Miniaturmalerei auf der einen Seite das zierliche Köpfchen der Madonna selbstbild von Lionardo, auf der andern die paar Linien des Hexenturmes mit den ragenden Weidenstümpfen zeigte.



Pietro Chiesa: An der Wiege.

„Das ist mein lieber Schmutz. Die Eltern haben es mir erlaubt. Signor Paolo, nehmen Sie ihn. Sie haben mir das Leben gerettet. Die Madonna und die guten Geister des Turmes sollen Sie behüten.“

Paul hielt das Medaillon in der Hand, während die Kette ihm über die Finger fiel. „Das kann ich doch nicht nehmen, ich habe doch nichts besonderes verdient.“

Doch da die Mutter ihn bat, ihr Kind nicht zu beschämen, indem er seinen Dank zurückweise, stotterte er: „Danke,“ reichte dem Mädchen die Hand und steckte unbeholfen das Geschenk in die Brusttasche. Von den blühenden, beweglichen jungen Augen wandte er sich schnell ab, als ob sie ihn blendeten. Heiß quoll es tief innen in ihm empor und umflorte ihm den klaren Blick.

Als die drei abwärtsstiegen, mußte sich Paul immer wieder zurückwenden, noch ein Ende des schimmernden Sees zu erschaffen. Jetzt ragte der kleine Hügel mit dem Hexenturm und den phantastisch verkrüppelten Weiden in den blauen Himmel hinein und verbarg ihm das weite Frühlingsland dahinter für immer. Da riß es den Knaben zurück. In einem Ansturm rannte er den Hügel wieder hinauf, breitete die Arme aus, sehnächtig weit in den blauen Himmel hinein, und trank erst in hastigen Zügen,

dann tief und langsam die südlüche Schönheit, als sollte sie ihm Augen und Herz, alle Sinne und jeden Gedanken erfüllen, daß sie mit ihm ginge, heim, ihm alles Dunkel erhellte und alle Kälte erwärmte.

Der Mutter griff der Knabe da oben mit den weit ausgebreiteten Armen ans Herz, wie uns immer die plötzliche Offenbarung eines anderen Menschen ergreift. Sie hätte zu ihm eilen, ihn an ihres Sohnes statt in ihre mütterlichen Arme schließen mögen. Paul ließ in jähem Bewußtsein seine Arme sinken. Aber die Erinnerung an den Augenblick, der alles in ihm gelöst hatte, was schmerzlich gefesselt lag, blieb als Gefühl einer seligen Sehnsucht und einer verheißenden Lebenskraft und Fülle in ihm lebendig.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Schweiz. Gutenbergmuseum in Bern.

Es dürfte viele Berner geben, die das Schweizerische Gutenbergmuseum noch nicht betreten haben, obschon es am Sonntag und an zwei Wochennachmittagen (Dienstag und Samstag) unentgeltlich für jedermann geöffnet ist. Ihnen sei mit nachstehendem Hinweis gedient.

Das Gutenbergmuseum befindet sich im Historischen Museum auf dem Kirchenfeld, im 2. Stock des Westbaus. Es

Ein Hüpsch Lied
Vom Ursprung der Eydgnos-
schaft/ vnnnd dem ersten Eydgnossen
Willhelm Thell genant/ auch von de bund
mit sampt einer Eydgnoschaft/ wider Herzog
Karle von Burgunde/ vnnnd wie er ist
erschlagen worden.



Getruckt zu Bernn / by
Sigfrid Apiario.

Buchtitel aus dem Jahre 1555.

besteht aus zwei größeren, in Kabinen eingeteilten Sälen, und in ihnen findet man neben einer permanenten Ausstellung von Einrichtungen und Erzeugnissen des Buchdruckes, die den Werdegang dieser Kunst illustrieren, wechselnde Ausstellungen über irgend ein Spezialgebiet des Buchgewerbes.

Durchschreiten wir den Saal I, so haben wir in den Kabinen rechter Hand Erzeugnisse des ausländischen, in denen links solche des schweizerischen Buchdruckes vor Augen, natürlich in Vitrinen diebs- und staubfester eingeschlossen, denn es handelt sich zumeist um kostbare Stücke. Zwar liegt von der berühmten und seltenen 42zeiligen Gutenbergbibel nur eine Faksimileausgabe (ein Neudruck) vor. Dafür finden wir in den Vitrinen daneben einige seltenen Inkunabeln (Wiegendrucke, d. h. in der ersten Zeit der Buchdruckerkunst vor 1500 entstandene Drucke); dann folgen die Erzeugnisse späterer Zeiten, aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. In der Schweizer Abteilung ist die Sammlung auch ins 19. Jahrhundert fortgeführt, in dem die meisten größeren Zeitungsunternehmen, die heute noch bestehen, ihren Ursprung nahmen. So sieht man unter anderem die erste Nummer des „Bund“ von 1850 und die der „Neuen Zürich-Zeitung“ von 1832 an der Wand hängen. Die Kabinenwände sind mit allerhand Satz- und Druckkuriositäten und mit Bildern zur Buchdruckgeschichte u. überhängt. Es gibt da für die Leute, die an alten Schriften Freude haben, viel zu sehen und zu studieren. Die Aufmerksamkeit des Besuchers wird gleich beim Eingang rechts auf ein Seherregal mit seinen mit Lettern gefüllten Kästchen und der altertümlichen Seherlampe gezogen; der Handseder kommt noch heute ohne diese Einrichtung nicht aus. Dagegen ist die viel jüngere, immerhin schon bald 40 Jahre alte Thurn-Sehmaschine, wie sie in den 80er Jahren als neueste Erfindung in der „Bund“-Druckerei verwendet wurde, heute schon ganz und gar veraltet.

Das Lied von der Schlacht beschähen vor Sempach/ in Lucer- ner biet gelägen.



Getruckt zu Bernn / By
Samuel Apiario.

1 5 5 5

Buchtitel aus dem Jahre 1555.

Im Saale II stoßen wir zunächst auf eine alte Handpresse als den Repräsentanten einer längst überwundenen primitiven Epoche. Als Gegenbeispiel wurde auf dem Fenstergesims gegenüber das Modell einer modernen Schnellpresse nach Winkler, Fallert & Co. aufgestellt. Auch in